

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	2 (1912)
Heft:	52
Artikel:	Die alti Tante
Autor:	Wüterich-Muralt, E.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644819

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den und verging fast vor Ungeduld, bis man die Binde für immer abnahm. Über dieses Abwarten mußte selber ein Glück sein, ein sich jede Stunde erneuerndes. Vierzehn Tage mußte das Kind aushalten, aber es nahm sich zusammen und rührte nie wieder an den Verband. Und machte seine Hand einmal unwillkürlich eine Bewegung gegen die verbundenen Augen hin, so war sicher der Köbeli da und ernahnte es väterlich: „Mußt nicht!“ Das zweite Mal war die Lichtempfindung schon stärker, die Freude fast ebensogroß wie das erste Mal, immer ungestümer wurden die Bitten, es doch ohne Verband zu lassen.

Nach vierzehn Tagen setzte man Hanneli die Brille auf, und nun mochte die Welt ihren freudigen Einzug halten in die bisher dunkle Kammer. So hatte ich es mir wenigstens ausgemalt. Aber nun kam die Enttäuschung einhergehinkt. Das Kind sah noch alles im Nebel, die Dinge waren ihm viel undeutlicher, als es sie mit den Fingern begriffen hatte, es fürchtete sich vor ihnen, es war von einer beständigen Angst verfolgt. Mit Bett, Stuhl und Tisch, mit mir, mit den Kameraden hatte es vor der Operation keck umzugehen gelernt, jetzt war ihm alles schreckhaft, so ganz anders, größer, als es gedacht hatte, die Aerzte mit ihren Bärten brachten es geradezu in Entsezen, ich glaube, es hätte gerne wieder eine Decke über alles gezogen und wäre am liebsten in die Welt mit den dunklen Dingen zurückgekehrt.

Einmal kamen Vater und Mutter zusammen auf Besuch. Die Mutter hatte einen großen Weidentork am Arm und begrüßte das Kind mit den Worten: „So, siehst du jetzt? Das ist recht, wenn's auch gefoxt hat, man kann jetzt doch etwas mit dir anfangen und hat weniger Mühe mit dir. Da hast du einen Vater, aber verlier ihn nicht.“ Sie war auch mir gegenüber gnädiger, aber man sah es ihr an, das Glück des Kindes war ihr nicht tiefer als bis zur Haut gedrungen. Anders der Vater. Er suchte ihr durch die Brille in die Augen zu gucken, lachte in sich hinein und sagte: „Siehst du mich, Hanni? Schau, so sieht jetzt dein Vater aus. Gelt, er ist ein Wüster? Es ist uns nun doch ein großmächtiges Glück begegnet.“ Dann nahm er die Kleine unter den Armen zwischen seine rauhen Hände und drehte sie herum, wie man etwa einen Stock zwischen den Fingern dreht, und dabei ließen ihm ein paar große Tropfen über die Backen. Das war seine Art, dem Glück Ausdruck zu geben.

Und das Kind! Es fing heftig zu weinen an, wie es seit der Zeit, da es die Wirklichkeit mit Augen kennen lernte, oft getan hatte. Der Vater war ratlos, und auch ich habe

den Zustand der Kleinen erst nach und nach begriffen. Sie hatte die alte Welt, die sie sich in sieben Jahren mit der Phantasie geschaffen, verloren, und sich in der neuen noch nicht zurechtgefunden, wie vom Mond gefallen, stand sie unter uns, unsicherer, hilfloser als je, so weltverlassen, als man nur sein kann. Wie einem Wiegendind war ihr ja noch alles neu, Farbe, Glanz, Ferne und Nähe, all das Zusammenspiel der Dinge im Raum, selbst die Form mußte ihr als etwas Neues entgegentreten. Ich glaube, sie fühlte sich namenlos unglücklich, als der fremde Vater sie zwischen den Händen drehte.

Das gab sich freilich im Verlauf der Wochen. Hanneli fand sich nach und nach zurecht, das Sehen wurde ihm mit der Zeit alltäglich, die neue Welt die Welt des Alltags. Als es entlassen wurde, fragte ich es beim Abschiednehmen: „Gelt, du bist froh, daß du heim kannst?“

„Ja schon, aber ich habe jetzt den Köbeli nicht mehr,“ entgegnete es.

„Dafür siehst du jetzt, Hanneli!“

„Ja schon,“ sagte es fast gleichgültig, „aber ich habe doch immer gesehen.“

Was bedeutete das? War das Undankbarkeit? Oder waren ihm die beiden Welten so ineinander verschlossen, daß es sie nicht mehr auseinanderhalten konnte? War ihm seine glücklichste Stunde schon nach acht Wochen im Gedächtnis verblaßt? Wer kann das sagen?

Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen geworden ist; aber wenn es jetzt unter uns säße und wir es fragten: „Bist du auch schon einmal glücklich gewesen, weißt du, so recht glücklich?“ ich glaube, es würde sich eine Weile bessinnen und schließlich antworten: „So recht glücklich? Ich weiß es nicht.“

„Und als man dir den Star stach?“

„Aha, im Spital? Oh, das war eine schreckliche Zeit!“

So schloß die Dame. Einer der Herren meinte trocken: „Warum sollte es nicht so reden? Ist es nicht immer schmerzlich, wenn man uns den Star sticht?“

In diesem Augenblick klangen vom Turme die Glocken zusammen und läuteten das neue Jahr ein. Wie ein mächtiger Jubelgesang hallte es durch die Winternacht. Wir erhoben uns: „Glück auf!“ Freudig und unüberlegt sprang das Wort von den Lippen, von den nählichen, die eben so skeptisch vom Glück gesprochen hatten. Als die Gläser ihr kleines Geläute zu dem großen anstimmt, sagte einer, wie mit verstellter Stimme, so daß man nicht recht wußte, wer es war: „Wir wollen uns bessern im neuen Jahr.“

□ □ Die alti Tante. □ □

Sie sitzt a ihrem Erkerfängscher
Am Arbeitstisch, jahruus, jahry,
Gar aerschtig liegt sie geng vorabe
Und schafft für Lüüstli groß und chly.
Es isch ganz unentbehrlich worde,
D's alt Tanteli im Silberhaar,
Und geng isch's zfriede, frisch und fröhlich,
Tros syne füselebezg Jahr.

Wie isch es geng parat zum häfse!
Wie isch es doch so tuufigs gschickt,
Ganz Bärge Schtrümpf het als scho glismet
Und hösli und Röckli gflickt.
Da heißt es mängisch: „Gäll ja Tanti,
Du näihich mr gschwind das Schränczli zue?
Lueg jez! da fählt e Chnopf am Hemmli!
O Tanti, mach mr Mämmischueh!“

Und jedem stillt sie sys Begähre
Und freut sech, wenn sie diene cha.
Und chunnt am Abe ds Dämmerschtündli,
So halte re die Cchlyne=n=a,

Sie soll ne doch e Gschicht erzelle,
De brichtet sie vo Prinz und See.
Chuum isch sie fertig mit em Mährli,
So heißt es: „Weisch keis anders meh?“

Mängs Bruutchleid het sie ghulfe näie
Und het drby a ds eigne dänkt,
Wo sie u'bräucht mit bittere Träne
Het i ne stille=n-Egge g'hänkt.
Und wenn der Tod het Uchehr ghalte,
So het sie o i schwärem Leid
Mit trübe-n-Ouge flyßig gschaffet
Am wyße, letschte-n-Herdechleid.

Sie gyzet nie mit guete Worte,
Wenn öpper Rat und Troscht begährt,
Drum isch die gueti alti Tante
Bi ihre Lüüt gar grüüslech wärt,
So lang, bis daß sie o wird säge:
„Herr, nimm mi jez i Gnade=n=a!“
Und still zum Gang i ds ewige Läbe,
Wird ihres Erkerli vrlah.

e. Waterich-Muralt.